

Sissachertagung, Samstag, 27. August 2016

Referat Walter Leimgruber: Welche Bildung für die Zukunft?

Meine sehr verehrten Damen und Herren

Wir haben nicht nur die beste Armee der Welt, sondern auch das beste Bildungssystem. Selbstverständlich glauben wir unseren Bundesräten beides. In vielerlei Hinsicht mag das auch stimmen. Unsere Armee ist immerhin seit Jahrhunderten ungeschlagen, das kann sonst kaum eine Armee behaupten. Und das Bildungssystem hat sicherlich einen grossen Anteil daran, dass wir einen ausgezeichneten Arbeitsmarkt und eine sehr tiefe Arbeitslosenquote haben.

Es hat sich in der Tat im Industriezeitalter bewährt, bietet eine stabile Grundbildung für diejenigen, die an eine höhere Schule wollen, eine gute Berufsqualifikation und auch eine Basis für die, die keine Lehre machen. Der weitaus grösste Teil der Auszubildenden wählt heute den mittleren Weg, den der Berufslehre.

Einen Beruf lernen, darin Erfolg haben, aufsteigen, das hat sich gerade für die Generation, die heute in Pension geht oder bereits pensioniert ist, bewährt. Lange Zeit schien es, als sei dies sozusagen ein „natürlicher“ Lebensweg, man konnte sich gar nichts anderes vorstellen. Aber wird unser System der Ausbildung auch in Zukunft funktionieren?

Wie wir erleben, ist die Beschleunigung enorm, in allen Bereichen, gerade aber auch im Bereich des Wissens. Dieses veraltet immer schneller und muss ständig erneuert werden. Beispiele sind etwa die Computertechnologie und die Robotik, die Digitalisierung generell. Die Industrieproduktion im Sinne von Massenproduktion hingegen ist immer weniger unsere Chance; dafür sind wir zu teuer. Für alles, was zukünftiges Potential besitzt, braucht es vor allem eines: Wissen, Kreativität, Innovationsgeist.

Und daher wird das Wachstum der Zukunft noch viel mehr als das von heute von der Qualität des Humankapitals, vom Wissen der Menschen abhängig sein.

Die Branchen, die einst grosse Mengen von un- oder angelernten Arbeitern benötigt haben, werden immer kleiner: Die Fabriken automatisieren. Und was geschieht, wenn Bauroboter Bauten von höchster Komplexität zu einem Bruchteil der Kosten eines Maurers erstellen können? Die ETH erprobt bereits solche Maschinen.

Daher erscheint es notwendig, auch eine erfolgreiche Institution wie unser Bildungswesen auf neue Herausforderungen hin zu hinterfragen. Ich schildere die Anpassungen, wie ich sie für notwendig halte, für die verschiedenen Phasen des Lebens.

Lassen Sie mich aber zuvor ein paar Dinge sagen, die vielleicht selbstverständlich erscheinen, es aber in einer historischen Betrachtung nicht wirklich sind.

Es ist die Perspektive des Lebenslaufs, die heute unsere Sicht auf die Individuen wie auf die Gesellschaft bestimmt. In dieser Perspektive erscheint das Leben als ein Ablaufprogramm, das im Kern in drei Abschnitte aufgeteilt ist: Kindheit und Jugend, Familiengründung und Arbeitsleben sowie Pensionierung und Ruhestand. Diese drei Phasen hat es in früheren Epochen in dieser Form nicht gegeben, genau so wenig wie die Vorstellung, dass jedes Individuum sein Leben eigenständig gestalten könne. Kinder waren meist einfach kleine Erwachsene. Und arbeiten musste man sein ganzes Leben, so dass auch die dritte Phase in der Regel wegfiel oder sehr kurz war.

Heute bestimmt dieser Dreischritt unser Leben. Was wir uns in der ersten Phase aneignen oder nicht aneignen, bestimmt weitgehend die zweite Phase; und haben wir in dieser Probleme, wirkt sich das auf die dritte aus. Das fängt bei tieferen Renten an und hört bei kürzeren Lebenserwartungen für weniger Gebildete auf.

Die Integration ins Arbeitsleben ist zentral; sie entscheidet über Zugehörigkeit, über Chancen, bestimmt alle weiteren Elemente unseres Lebens wesentlich mit. Sozialer Ausschluss oder Armut fallen aber nicht unmittelbar über das Individuum her, sondern sind meist Endresultat einer problematischen Biographie oder sogar einer Generationen übergreifenden Entwicklung. Wir müssen uns also überlegen, wann und wie wir am besten dafür sorgen, dass die sozial zentrale Integration ins Arbeitsleben gelingt.

Korrespondierend zu dieser Strukturierung des Lebens als „Normallebenslauf“ wird bei den Familien die Form der modernen Kernfamilie als Normalfall gesehen.

Das sind die Konstanten, die unsere gesellschaftliche Struktur prägen. Wir erkennen aber auch einige Variablen, welche die Zukunft entscheidend bestimmen werden: Dazu gehört primär die zunehmende Überalterung der Gesellschaft. Die Generation über 80 wird sich alle 20 Jahre verdoppeln. Wie wir deren Pflege bezahlen sollen,

weiss niemand. Geld wäre wohl vorhanden, müsste aber von anderen Sozialleistungen, insbesondere im Kinder- und Jugendbereich abgezogen werden. Die Migration müsste im europäischen Durchschnitt verdrei- bis vervierfacht werden, um die demographische Schrumpfung der nächsten Jahrzehnte aufzuhalten. Dass dies politisch kaum durchsetzbar, brauche ich nicht weiter auszuführen.

Die zweite strukturelle Veränderung ist die Emanzipation der Frauen. Immer mehr werden arbeiten, werden praktisch Vollzeit arbeiten. Sie werden stärker versuchen, keine Lücken in ihrer Lebensanstellung mit Unterdeckungen in AHV, Pensionskasse etc. entstehen zu lassen, denn die Lücken werden sich immer stärker auf die Altersvorsorge auswirken. Das heisst auch, dass die interne Familienbetreuung immer weniger gegeben ist, von Kindern wie von Alten.

Der dritte Trend schliesst an den zweiten an: Tendenziell kommt es zu einer höheren Übereinstimmung der beruflichen Qualifikation in den Ehen, einer späteren Familienbildung, tieferen Fruchtbarkeitsraten, höheren Eheinstabilitäten und zu einer Zunahme von atypischen Familien, von denen viele wirtschaftlich verwundbar sind. Das Modell der Einpersonen-Ernährer-Familie wird nach und nach verschwinden. Da die Ehe nicht lebenslänglich hält, muss jeder und jede sich sein Altersguthaben individuell sichern.

Viertes Element: Die optimale Ausbildung der Jungen wird der entscheidende Faktor sein, ob man wirtschaftlich Erfolg hat und wie gut man im Alter versorgt ist.

Was ist zu tun? Kurz und thesenartig: Die Integrations- und Sozialpolitik der Zukunft heisst Bildungspolitik, und zwar auf allen Stufen und in allen Lebensphasen; dass die Kindheits- und Jugendphase dennoch die wichtigste ist, muss nicht extra betont werden. Grosse Defizite innerhalb der Bevölkerung, wie wir sie noch immer haben, wird es nicht mehr ertragen. Die Menschen, die einwandern, müssen ohne wesentliche Reibungsverluste integriert werden, denn ein Weitertragen von Integrationsproblem in die 2. Generation führt zu Katastrophen (wie wir in verschiedenen europäischen Ländern mit aller Dramatik beobachten können).

Zweitens müssen wir die Familienpolitik ändern. Wenn wir die Wohlfahrtsverantwortung nicht de-familiarisieren, werden wir die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit nicht erreichen. Dazu gehören eine individuelle Besteuerung, Elternurlaub und qualitativ hochwertige Kinderbetreuung.

Drittens müssen wir die Strafe für die Mutterschaft minimalisieren. Die bisherigen Modelle genügen nicht. Bisher haben die Frauen einen zunehmend männlicheren Lebensweg eingeschlagen, aber die Männer keinen weiblicheren. Es wird immer stärker darum gehen, eine Feminisierung des männlichen Lebenslaufs hinzukriegen.

Viertens müssen wir das Verhältnis von Arbeitszeit und Pensionierungszeit überdenken. Es wird nicht möglich sein, immer mehr Menschen, darunter mehr Pflegebedürftigen, adäquate Leistungen über viele Jahre zu bezahlen. Neben einer Erhöhung des Pensionsalters müsste man über flexible Lösungen und auch über andere Modelle der Finanzierung nachdenken.

Ich werde im folgenden auf Punkt 1 und teilweise 2 eingehen, auf Bildung und Familie, weil diese Kindheit und Jugend am direktesten betreffen:

Wenn man von der Genetik absieht – und die entscheidet nicht alles, wie wir heute wissen – sind die entscheidenden Faktoren für den Lebensweg eines Kindes, das Einkommen der Eltern und die familiäre Lernkultur. Auch die besten Schulen ändern daran praktisch nichts, wie alle Untersuchungen zeigen.

Die Schweizer allerdings glauben, es sei naturgegeben, dass die Kinder aus reicheren Familien intelligenter seien als die aus ärmeren. Aber es widerspricht allen wissenschaftlich bekannten Tatsachen über Intelligenzverteilung, dass die Maturitätsrate auf dem Zürichberg 3-4 mal höher ist als im Kreis 5 oder im Zürcher Unterland – oder welche regionale Verteilung von reichen Quartieren und eher ärmeren oder auch ländlicheren Gegenden Sie auch nehmen. Die Zahlen sind in allen Regionen ähnlich.

Es gibt keinen Zweifel daran, dass die Intelligenz ziemlich gleichmässig über den Planeten und die Menschen verteilt ist. Wenn wir also solche Zahlen haben, heisst das entweder, dass die einen 3-4x überbewertet werden in ihrer Intelligenz oder die anderen 3-4x unterschätzt. Beides kann sich die Gesellschaft nicht mehr leisten.

Die Basisanforderung der Zukunft wird lauten, dass möglichst alle Kinder einen Sekundarabschluss schaffen. Dazu müssen die kognitiven Fähigkeiten ausgebaut sein, aber auch Disziplin und Lernmotivation vermittelt werden. Und die werden alle im frühen Kindesalter ausgebildet. Daher versuchen wir seit einem halben Jahrhundert weitgehend ergebnislos, den Einfluss der sozialen Positionierung auf die Ausbildungsgleichheit auszuschalten. Denn es sind die ersten fünf Jahre, die

entscheidend sind, und in dieser Phase sind die Kinder privatisiert. Wenn sie in die Schule kommen, ist die Korrektur kaum mehr möglich. Frühförderung böte daher das grösste Potential, weil hier die meisten Schäden angerichtet werden.

Wir brauchen heute ja für alles einen Fachausweis, für die Hundehaltung und das Training der Schwinger-Junioren, das Haare Schneiden und die Dentalhygiene. Nur Kinder erziehen, das dürfen alle. Und sie dürfen alles falsch machen, später bezahlen ja andere die Zeche.

Die Verläufe sind allerdings nicht linear: Die wirklich schädlichen Effekte beginnen in der Regel dann, wenn die wirtschaftliche Situation einer Familie sehr schlecht ist, während die Kinder klein sind. Dazu kommen als zweiter Faktor die kulturellen Ressourcen einer Familie. Was wissen die Eltern über Bildung, an was orientieren sie sich bei der Berufswahl? Meist gehen schlechte wirtschaftliche Situation und Unwissen über Bildungsprozesse Hand in Hand.

Es ist kaum überraschend, dass Migrationsfamilien und Alleinerziehende zu den besonders Benachteiligten gehören. Bei den Alleinerziehenden aber nur, wenn das Einkommen tief ist. Also müssten die Mütter arbeiten gehen und Geld verdienen. Aber das wiederum macht nur Sinn, wenn eine qualitativ hochwertige *und* bezahlbare Kinderbetreuung zur Verfügung steht.

Was wir auch wissen: frühe Kinderbetreuungsprogramme können sehr viel bewirken. Die externe Betreuung für Kinder unter einem Jahr kann schädlich sein, sagt die Forschung. Hier ist die Trennung von der Mutter bzw. den Eltern problematisch, weil grundlegendes Vertrauen aufgebaut wird und Konstanz und Zuneigung der Bezugspersonen von grösster Bedeutung sind. Das heisst, dass wir die Elternurlaube ergänzen müssten. Ein Elternurlaub von 9-12 Monaten wäre eine gewaltige Investition in die nächste Generation und effizienter als viele andere Formen der Unterstützung.

Ab dem 2. Jahr, wenn das Vertrauen hergestellt ist und der Horizont des Kindes sich erweitert, haben externe Betreuungsangebote aber positive Effekte, und dies v. a. für unterprivilegierte Kinder.

Was steht nun dieser Frühförderung entgegen? Wir huldigen einem Familienmodell, das wir als traditionell anschauen, das aber noch gar nicht so alt ist: Die Vorstellung von der Kernfamilie. Bis vor einer Generation waren es aber nur wenige Familien, in denen das wirklich so lief, dass Mutter sich um die Kinder kümmert, Vater anschafft

und sonst meist niemand regelmässig da ist. Vorher mussten in einem Grossteil der Familien beide Elternteile arbeiten, und oft hatten sie die Kinder bei sich – als Bauern oder als Handwerker mit eigenem Betrieb. Und es gab immer viele Leute, die mit erzogen: Geschwister, Grosseltern, Onkel, Tanten.

Und selbst wo die Kernfamilie schon relativ ausgeprägt war, waren noch viel mehr Menschen an der Erziehung beteiligt: Neben den Familienangehörigen auch Angestellte, das Quartier oder das soziale Umfeld. Ein afrikanisches Sprichwort lautet deshalb: Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen. Und meint damit genau dieses Aufwachsen in weit gefächerten sozialen Kontexten, bei denen alle ein bisschen miterziehen und sich das Kind vielfältige Kompetenzen aneignen kann.

Heute kann man die Kinder aber nicht mehr auf die Strasse schicken, wo sie soziale Kompetenz einüben, Lernanreize bekommen oder ihre Motorik trainieren. Und heute fehlen oft die Geschwister, Grosseltern oder Nachbarn, müssen viele Eltern jeden sozialen Kontakt ihres Kindes organisieren, weil die Familie klein, die Nachbarschaft anonym, die Strassen für Kinder unbenutzbar geworden sind.

Und viele Eltern haben keine Ahnung, was Kinder brauchen, was Anregung ist, was Kontakt, was Kommunikation bedeutet. Es gibt mir hier nicht darum, einen spezifischen Erziehungsstil zu propagieren, denn: viele Wege führen nach Rom – aber einer ganz bestimmt nicht: Ein Kind allein mit sich und seinen Gadgets, ohne viel Kommunikation, Aufmerksamkeit, Anregung, Spiel mit anderen.

Das wichtigste Argument gegen eine ausserfamiliäre Betreuung lautet, dass es Privatsache sei, Kinder zu haben, nicht Sache der Öffentlichkeit. Wieso man dann Kinder überhaupt in die Schule schickt, ist mir bei dieser Argumentation nicht klar.

Dann bleiben sie ja auch Privatsache, wenn sie mehr als sieben Jahre alt sind.

Warum soll sich plötzlich der Staat um sie kümmern? Dann, wenn es eh schon fast gelaufen ist, darf die Gesellschaft die Verantwortung und die Kosten übernehmen.

Ich als Staat würde mich weigern und sagen: Kinder haben ist Privatsache, das geht mich nichts an. Erziehen Sie sie selber! Aber wir machen das Gegenteil: Wir bezahlen Unsummen für die (meist erfolglose) Behebung der Schäden dieser Ideologie.

Durch das bestehende schulische Bildungsangebot können diese sozialen Ungleichheiten nicht kompensiert werden – in der Schweiz noch weniger als anderswo. Denn in keinem Industrieland haben Kinder aus unteren Schichten so schlechte Aufstiegschancen wie hier. Wir vergeben enormes Potential, für die Kinder, aber auch für die Gesellschaft.

Wir tun in der Zwischenzeit zwar einiges, vor allem was Betreuungsstrukturen betrifft, aber auch hier gehen wir tendenziell den falschen Weg. Aus einer bildungs- wie auch aus einer sozialpolitischen Perspektive wäre ein integratives Konzept nämlich sinnvoller als das heutige additive. Das heisst, das Nebeneinander von Kindergarten und Krippe, Schule und Hort wäre abzulösen von einem qualitativ hochstehenden Gesamtangebot unter dem gleichen Dach, das eine Einheit von Lernen, Spielen, Essen und Verweilen in einem verlässlichen Gesamtrahmen ermöglicht. In der Schweiz löst die Isolationshaft zuhause bei der Mutter nur positive Reaktionen aus, die Vorstellung einer Gesamtbetreuung dieser Art hingegen nur negative.

Sozial schwache Kinder sind auch beim Übertritt in die Sekundarstufe einer diskriminierenden Selektion ausgesetzt. Denn sogar bei Kindern mit genau gleicher Kompetenz ist die weitere Selektion schichtabhängig, wie wir wissen!

Zudem findet die Selektion im falschen Alter und auf die falsche Art statt. Wer fliegt raus: Primär die Buben aus der Unterschicht, heute meist solche mit Migrationshintergrund. Warum? Wegen Sprachmängeln. Deshalb verlangen heute alle nach weniger Sprache und mehr Mathe. Dann fliegen einfach die anderen raus. Dieser Selektionsansatz ist in seiner Grundkonstruktion falsch. Es geht darum, die Begabungen zu fördern, nicht darum, die Nicht-Begabungen zu bestrafen. Wir brauchen nämlich alle. Und das wiederum hiesse: früher fördern und später selektionieren.

Ein Argument, das oft zu hören ist: Diejenigen, die es nicht in eine höhere Schule schaffen, können eine Lehre machen und sich dann weiterqualifizieren. Die Lehre, das ist in der Tat eine zentrale Errungenschaft. Aber mit der Weiterqualifizierung nachher klappt es häufig nicht. Warum nicht: Die Frustration der Nicht-Selektionierten ist enorm. „Die wollen mich nicht, also will ich auch nicht“, lautet die übliche Reaktion auf ein Selektionsversagen in diesem Alter. Wenn keine Eltern und kein Umfeld da sind, die unterstützen, fördern, Druck machen, hört das Engagement

auf. Und diese Eltern sind vielfach nicht da. Wir werfen Leute raus, bei denen das Umfeld nicht sehr bildungssensitiv ist, und staunen, wenn sie nicht zurückkommen.

Wir führen zudem unsinnige Diskussionen über die Frage Matura oder Berufslehre, schwafeln von der „Akademisierungsfalle“, während gleichzeitig gut die Hälfte aller Immigranten eine tertiäre Bildung aufweist. Der Streit zwischen denjenigen, die eine höhere Maturaquote wollen, und denjenigen, welche die Kraft des dualen Systems beschwören, ist so überflüssig wie dessen Protagonisten von vorgestern sind. Wir brauchen nicht ein entweder – oder, sondern eine Suche nach Wegen, bei denen Praxis und Theorie besser miteinander verbunden werden. Und wir brauchen Ausbildungssysteme, welche der Anforderung Rechnung tragen, dass Wissen während des ganzen Lebens weiter entwickelt werden muss. Und dem genügen weder die Berufslehren noch die Gymnasien in ihrer aktuellen Form. Die Berufslehren produzieren solide Fachleute, denen aber oft nach einer gewissen Zeit die Anpassung an neue Entwicklungen schwerfällt.

Und die Gymnasien sind perfekte Orte für fleissige, brave Schüler. Was kaum gefördert wird: Eigensinn, Eigenständigkeit, Kreativität, Originalität, Durchhaltewillen, Experimentierfreude.

Das Gleiche gilt für die unselige Sprachdiskussion. Frühenglisch wurde eingeführt von alten Männern (also etwa in meinem Alter), die nie richtig Englisch gelernt, dieses Defizit bereut, aber nicht gemerkt haben, dass die Zeiten sich radikal verändert haben. Was wissen wir über Spracherwerb?

Das Beherrschen der Erstsprache ist für den erfolgreichen Erwerb einer Zweitsprache zentral, weil ein Teil der kommunikativen Kompetenzen übernommen werden kann. Damit sich allerdings positive Effekte der Zweisprachigkeit einstellen können, müssen die Lernenden in der Erstsprache ein bestimmtes Niveau sprachlicher Kompetenz erreichen. Und die Sprachentwicklung verläuft vor allem dann erfolgreich, wenn die Förderung der Erst- und Zweitsprache koordiniert erfolgt. Bei Kindern mit Migrationshintergrund kümmern wir uns aber überhaupt nicht um die Erstsprache und sind erstaunt, wenn sie Mühe mit der Zweit- (Deutsch) und gar der Dritt- und Viertsprache haben. Diese Kinder müssten zuerst einmal die Muttersprache solide lernen, das hiesse: Schulunterricht in der entsprechenden

Sprache. Eine solche Massnahme hätte die grössten Auswirkungen auf die Sprachkompetenz. Und es brächte zudem mehr Lehrerinnen und Lehrer mit Migrationshintergrund an die Schulen, was dringend nötig wäre, weil damit nicht nur Rollenvorbilder geschaffen werden, sondern auch der Einbezug der Eltern leichter fallen würde.

Ob der Sprachunterricht früher oder später beginnt, ist wesentlich weniger wichtig als eine Grundtatsache des Sprachenlernens: Immersions- und Transitionsmodelle (von der Herkunftssprache nach und nach in Zweitsprache wechselnd) sind erfolgreicher als einfache Sprachmodelle (Sprachunterricht in einer weiteren Sprache), werden in unseren Schulen aber praktisch nicht genutzt. Und es kommt zudem vor allem auf die Intensität des Unterrichts an, und die genügt bei uns in der Regel nicht.

Und wo bleibt der Austausch über die Sprachgrenze hinweg? Zu Zeiten unserer Grosseltern war mit 16 das so genannte Welschlandjahr üblich, um die zweite Landessprache richtig zu lernen und „fremdes Brot zu essen“, was man heute als Aneignen interkultureller Kompetenz bezeichnen würde. Warum ist nicht 1 Jahr in einer anderen Sprachregion wenigstens für Maturandinnen und Maturanden obligatorisch? Das würde soziale Kontakte bringen und die Sprachenfrage ein- für allemal erledigen.

Wir werden demnächst viele offene Lehrstellen haben, aber auch viele Jugendliche, welche die Anforderungen nicht erfüllen. Auch hier müssten wir mehr tun. Diese Jugendlichen müssen gecoacht werden. Es ist egal, ob sie mit 15, 16, 17 oder 18 soweit sind, es ist egal, was es kostet, denn es ist wesentlich billiger als eine lebenslange Karriere von Arbeitslosigkeit, Niedriglohnjobs und Sozialhilfe. 40-60 % aller Sozialhilfebezüger haben keine berufliche Ausbildung. Das hiesse aber auch, das System der Sozialhilfe so umzugestalten, dass Hilfe immer an Ausbildungsschritte gebunden ist. Manche mögen das als Zwang sehen, ich würde es eher als Potentialförderung bezeichnen. In Hochsicherheitsanlagen für Kriminelle investieren wir gigantische Summen. Für präventive Hocheffizienzanlagen hingegen haben wir kein Geld.

Kommen wir nun zur Stufe der Erwachsenen: Jede siebte Person im Alter über 20, das sind rund 600'000 Personen, hat keine Lehre oder Mittelschule absolviert. Von diesen 600'000 sind heute fast alle berufstätig, nur wenige arbeitslos. Die Wirtschaft hat noch Platz für diese Kräfte, aber immer weniger. Diese Menschen müssten jetzt lernen, in die Lehre. In vielen Betrieben könnte man sie nämlich auch in Zukunft brauchen, wenn sie denn mehr könnten als sie jetzt können. Und diese Menschen sind in der Regel nicht dumm, sondern mussten nach der Schule Geld verdienen oder kamen aus Ländern, wo es das Angebot der Berufslehre nicht gibt. Hier könnte eine wirkliche Fachkräfte-Initiative ansetzen. Aber wir haben ja das beste Bildungssystem der Welt, daher regelt sich laut Bundesrat Schneider-Ammann alles von selbst.

Unser Bildungssystem ist ideal gewesen für das Industriezeitalter. Jetzt müssten wir Reformen und Anpassungen vornehmen. Stattdessen streiten wir uns über veraltete Gegensätze von familiär und ausserfamiliär, von Gymnasium und Berufslehre, von Frühenglisch und Spätfranzösisch, von Sprachenlastigkeit und Mathematikkompetenz. Uns fehlt offensichtlich noch immer die Vorstellung davon, welcher Wandel auf uns zukommt. Vergleichen Sie diesen Wandel mit der Aufgabe der Reformer zur Zeit von Pestalozzi, die den Leuten beibringen mussten, dass alle Kinder eine Schulbildung brauchen und nicht einfach billige Arbeitskräfte sind.

„Unerhört, was für verrückte Ideen diese Reformer haben, die spinnen“, sagten die Leute damals. „Wir brauchen die Kinder für die Arbeit, für was um Himmels Willen soll das unnütze Zeug gut sein, das sie in der Schule lernen?“ Damals haben sich die Reformer, die in die Zukunft geschaut haben, durchgesetzt. Und damit die Grundlage gelegt für den Aufstieg der Schweiz. Sind wir heute auch so weitsichtig oder glauben wir wirklich, es gäbe nichts mehr zu verbessern und wir könnten einfach so weitermachen, egal wie sehr sich die Welt verändert?

Damals ging es um den Übergang von der Agrarepoche in die Epoche der Industrialisierung, der Urbanisierung und der entstehenden Nationalstaaten. Heute geht es um den Übergang in eine Welt der Globalisierung, der Digitalisierung, vor allem aber der Wissensgesellschaft. Darauf müssen wir uns vorbereiten, dann haben wir das beste Bildungssystem der Welt.